
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 44. 1895.

Die graue Mauer.

Novelle von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Sie sind heute überaus freundlich gegen mich," erwiederte Irina milde, aber kühl auf die Worte des jungen Mannes. „Wenn Sie den Trieb in sich fühlen, ein Besserer zu werden — wie Wenige unter uns vermögen das, wollen das! — so erheben Sie sich hoch über die Menge der Anderen! Aber Sie müssen das auch ohne mich fertig bekommen, denn —"

„Sie haben keine Sympathie für mich," ergänzte Eugen traurig.

„Das habe ich nicht gesagt."

Er war zu ihr herangetreten und sagte mit einer Stimme, die sie nie von ihm gehört: „Aber Sie können mich nicht lieben?"

„Nein!"

Ohne zu zögern hatte sie es geantwortet.

„Sie sind zu grausam, Irina!"

„Nur ganz wahr und ehrlich. Seien Sie es auch!"

„Ich war es auch," brach er leidenschaftlich aus. „Geben Sie wenigstens zu, daß Sie es nicht gegen sich selbst waren. Was haben Sie gethan, um mir wirklich innerlich nahe zu kommen? Aber Sie glauben, Sie dürfen nur begehren!"

Abermals wurde er erregt: „Geben Sie mir nicht den Stein der guten Lehren, statt des Brodes der Liebe! Was mißfällt Ihnen an mir?"

„Ihr unberechtigtes Selbstbewußtsein, Ihre Blasirtheit! Sie sind mir nicht unsympathisch; aber eine Annäherung zwischen uns Beiden müßte die Quelle fortwährender Konflikte werden. Genug, mit einem Manne Ihres Schlages könnte ich nicht leben."

Er bezwang sichtlich seine Gereiztheit und Bitterkeit. „Vielleicht hat Lucie Recht," sagte er, „ich brauche ein Gänschen, das nicht weiß, was Blasirtheit ist."

„Vielleicht," sagte sie trocken; dann aber reichte sie ihm die Hand und fügte wärmer hinzu: „Bitte, Herr v. Gersdorf, seien Sie mir nicht böse!"

Er lächelte spöttisch. „Also doch nicht ohne weibliche Schwäche! Nicht böse sein! Freundschaft, nicht wahr? Nein, lieber nicht!" Und er legte kühl seine Hand in die ihre. „Es war wirklich eine bessere Regung, als die Neigung zu Ihnen in mir erwachte. Aber Sie wollen nicht — Sie können nicht — so ist's denn zu Ende. Wir wollen einander fortan meiden! Viel Glück, Irina!"

Er machte ihr und der eben wieder eintretenden Mutter eine Verbeugung und ging.

5.

Eugen hatte die Anklage zugestellt erhalten, ein umfangreiches Aktenstück, aber er hatte sich nicht entschließen können, sie zu lesen. Ihm graute davor. Es genügte wohl, daß Doktor Raimann das Schriftstück kannte. Er hatte sich übrigens Mühe gegeben, an die böse Sache nicht zu denken, aber es war ihm nicht gelungen. Wie ein Alp lag es auf ihm. Er war lächerlich unwissend in Allem, was das Gerichtswesen betraf. Wozu brauchte er denn auch etwas zu wissen? Er hatte nie geglaubt, vor Gericht zu kommen, und andere Leute gingen ihn ja nichts an.

Heute, am Morgen seines Haupttermins, fiel sein Blick in der Zeitung zufällig auf das fettgedruckte Schlagwort „Körperverletzung". Ein Maurergeselle, dessen Lohn der Gerichtsvoll-



Zaungäste. Originalzeichnung von Aug. Bierdimpfl. (S. 347)

zieher am Sonnabend Abend im Baubureau mit Beschlag belegt hatte, war derart außer sich gerathen vor Zorn, daß er Jenen mit einem Faustschlage niederstreckte. Der Gerichtsvollzieher hatte dauernden Schaden an seinem Gehör erlitten; da er überdies im Amte gehandelt, verurtheilte das Gericht den Attentäter zu zwei Jahren Gefängniß.

Eugen war zu Muthe, als fühle er selbst den Schlag, der den Gerichtsvollzieher getroffen. Mit der ihm eigenen Hast sprang er plötzlich auf, sein Frühstück vergessend. Dieses unheimliche Gefühl, das die ganze Zeit hindurch ihn bedrückte, nahm bestimmte Gestalt an. Wie ein gräßlicher Blitz hatte ihn das Wort Gefängniß durchzuckt. Wenn Raimann sich irrte, wenn — wenn — er hielt inne in seinem Lauf durch das Zimmer, stand wie angedonnert. Wenn ihm wirklich eine Gefängnißstrafe drohte, es wäre ungeheuerlich, empörend! Der Fall jenes Maurers war ja auch ein ganz anderer. Freilich, auch Jener war viel zu hart gestraft worden. Gewiß hatte der arme Teufel keinen Vertheidiger, der die vielen naheliegenden Milderungsgründe hervorhob. Wenn er, Eugen, da zu Gericht gesessen hätte, er hätte den Maurer mit einer Geldstrafe heimgeschickt. Aber in's Gefängniß! Auf zwei Jahre!

Ein kalter Schauer erfaßte ihn. Immer wieder sagte er sich, sein Fall läge ungleich günstiger, ihm könne man kaum die Absicht nachweisen, und Marx war ja kein Beamter, auch war kein dauernder Schaden zurückgeblieben, und vor Allem: er, Eugen, würde nachdrücklich vertheidigt werden. Doktor Raimann wußte nur zu gut, daß es seinem Klienten auf einen Tausendmarkschein nicht ankomme. Und dennoch, wenn man ihn trotz alledem . . . Der Kopf wirbelte ihm, er stürzte nach dem Waffenschrank und lud einen Revolver. Sein ungestümes, ungezügeltes Blut wallte auf bei der bloßen Vorstellung: er und das Gefängniß! Wenn man es wagen sollte, so würde irgend etwas Schreckliches geschehen. Er würde den Richter niederschießen und dann sich selbst — was lag ihm am Leben!? Gar nichts! Er war des Genusses, der Freude nicht mehr fähig. Jenes Weib, das einzige, das ihm wahrhaft begehrenswerth erschienen, hatte ihn verschmäht. Mochte nun kommen, was da wollte, er würde sich nicht bieten lassen, was seiner unwerth erschien.

* * *

In ruhiger, gemessener Haltung hatte Eugen auf der Anklagebank Platz genommen, schwarz gekleidet, mit tadellosen Handschuhen, das gewohnte feine Parfüm ausströmend.

Auf der Fahrt nach Moabit war er wieder ruhig geworden. Raimann konnte sich doch nicht so gröblich irren. Die Richter mußten ja auch einsehen, daß zwischen ihm und jenem Maurer von gestern ein himmelweiter Unterschied bestände. Jedenfalls hielt er sich jetzt so, als handle es sich um eine gleichgiltige Sache. Im letzten Augenblick hatte er sich's so zurechtgelegt: eine Unannehmlichkeit, wie ein Fall mit dem Pferde, wie eine brennende Gardine oder etwas Aehnliches. Man mußte es mit Gelassenheit hinnehmen.

Doktor Raimann hatte noch heute früh versichert, daß die Sache unmöglich über eine Geldstrafe hinausgehen könne. Was lag daran? Eugen wollte sie bezahlen, darauf kam es gewiß nicht an. Aber unangenehm war's trotzdem. Allerdings, die drei anwesenden Zeitungsreferenten hatten Verschwiegenheit versprochen. Raimann stand sehr gut mit diesen Leuten. Er gewährte ihnen gelegentlich einmal Einblick in eine Anklageschrift, so daß sie einen Theil ihres Berichtes schon im Voraus schreiben konnten; oder er flüsterte ihnen zu, was der oder jener Untersuchungsgefangene gestern bei einer Unterredung mit seinem Vertheidiger gesagt, welche Zeugen zu erwarten ständen, welch' pikante Wendung der bevorstehende Prozeß nehmen könnte und Aehnliches mehr. In diesem Fall hatte er die drei Herren gestern mit Eugen bekannt gemacht, drüben, in der kleinen Weinstube, in der sich nicht selten Richter, Staatsanwalt und Vertheidiger nach der Verhandlung zusammenfanden. Man hatte den Journalisten gegenüber von einer Lappalie gesprochen, von einem unangenehmen Zufall, und sie versprachen, falls sie überhaupt von der Geschichte Notiz nehmen würden, seinen Namen zu verschweigen. Damit war das Allerschlimmste abgewendet.

Schließlich, was gehört dazu, mit der Polizei, mit dem Gericht in Konflikt zu kommen? Wie Vielen ist das schon passirt, den Besten aus der Gesellschaft, man darf sich nicht davon aus der Fassung bringen lassen!

Die Richter saßen in ihren Talaren an dem halbkreisförmigen Tische, fünf ernste Männer, von denen zunächst nur einer den Angeklagten zu bemerken schien. Der Vorsitzende unterschrieb eben die Gebührenliquidationen für Zeugen der letzten Verhandlung; die drei anderen Richter waren mit dem Studium von Akten beschäftigt, geradeso der Staatsanwalt, dessen Sitz der Anklagebank am nächsten war. Ein paar jüngere Herren, Referendare und Assessoren saßen gegenüber dem Vertheidigertische. Doktor Raimann, der sich ein wenig verspätet hatte, putzte die Gläser seines goldenen Kneifers.

Eugen blieb ganz gelassen; nur als man ihn um seine Nationale befragte und feststellte, daß er noch unbestraft sei, gab es ihm trotz aller vernünftigen Erwägung einen Stich in's Herz. Von nun an würde er wahrscheinlich „bestraft" sein. Denn die Freisprechung war, wie Raimann selbst sagte, kaum zu erwarten.

Marx war zwar wiederhergestellt, aber noch leidend an seiner Kopfwunde; er würde als Zeuge erscheinen.

Nun war Raimann so weit; er war gut aufgelegt, wie immer. Eben neigte er sich, während man am Richtertische noch etwas suchte, zu Eugen und flüsterte ihm ein paar Worte zu, einen Scherz, der eben im Anwaltszimmer gemacht worden war. Eugen lächelte ein wenig, was der Staatsanwalt mit finsterer Miene bemerkte.

„Schon zwölf Uhr — Donnerwetter!" sagte Raimann. „Und ich habe noch nicht Zeit gehabt, zu frühstücken."

Auch Eugen war noch fast nüchtern, aber er fühlte keinen Appetit; mit seinem Appetit war es ja immer schlecht bestellt gewesen.

Der Vorsitzende trat in die Verhandlung ein; die Anklageschrift kam zur Verlesung. Sie ging davon aus, daß die beiden Herren schon vorher in der Gesellschaft aneinander gerathen seien, dann an der Treppe neuerdings einen Streit hatten. Marx fühlte sich plötzlich von Eugen gepackt und hinabgestoßen, wo er bewußtlos liegen blieb. Er hatte außer leichteren Verletzungen eine Stirnwunde davongetragen, die nur durch einen außerordentlich glücklichen Heilungsverlauf keinen dauernden Schaden zurückgelassen hatte. Aber das Auge war in höchster Gefahr gewesen. Der Strafantrag war ordnungsgemäß gestellt, und die Sache ursprünglich einem Schöffengericht überwiesen worden. Auf Antrag der Staatsanwaltschaft jedoch, die ein öffentliches Interesse als vorliegend erachtet, habe die Strafkammer die Sache übernommen. Es liege eine Körperverletzung mittelst einer das Leben gefährdenden Behandlung vor, die nach § 223a des Strafgesetzbuches zu ahnden sei.

Der beauftragte Gerichtsschreiber hatte das Schriftstück ganz mechanisch, ohne jeden Ausdruck verlesen; und dennoch wurde Eugen seltsam schwül, gegen seinen Willen. Es klang so feierlich, die Majestät des Gesetzes klagte ihn an, und sein Herz begann zu pochen, obgleich er selbst sich dagegen sträubte.

„Angeklagter v. Gersdorf," sagte der Vorsitzende, „bekennen Sie sich schuldig!"

Angeklagter! Er hatte aufgehört, ein „Herr" zu sein!

Doktor Raimann hatte ihn instruirt, diese Frage mit „Nein" zu beantworten. „Sie haben ja diesen Marx nicht die Treppe hinabgeworfen, sondern ihn nur von Fräulein Wallow wegstoßen wollen, was allerdings dicht an der obersten Treppenstufe geschah," meinte Raimann noch heute früh. Jetzt, wo Eugen vor seinen Richtern stand, begegnete sein Blick dem Raimann's, diesem kühlen, lächelnden, fast spöttischen Blick, dem er so oft in den fashionablen Weinrestaurants begegnet, wenn irgend ein neuer Witz gemacht wurde. Er sollte „Nein" sagen, aber ein unerklärliches Etwas packte ihn an der Kehle und er sagte laut und mannhaft: „Ja, wenn auch nicht in dem Umfang, wie es die Anklage behauptet." Und er erklärte, wie er in der Erregung allerdings Herrn Marx heftig fortgestoßen habe, freilich ohne zu wollen, daß dieser die Treppe hinabfalle.

„Der Vorfall spielte sich doch unmittelbar am Treppenrande ab?"

„Ja, aber ich bedachte nicht . . ."

„Wie ist es möglich, das nicht zu bedenken!" unterbrach ihn der Vorsitzende verweisend.

In diesem Augenblick hielt Eugen wirkliche Einkehr in sich selbst. Wie war es eigentlich gekommen? Gewiß, er sah die Treppe und er stieß Marx brutal fort. Ja, er hätte voraussehen müssen, daß Jener fallen, zu Schaden kommen würde. Jeder Vernünftige mußte es.

Und er wußte auf alle die verschiedenen Fragen nichts zu antworten, er konnte nur wiederholen, daß ihm eine klare Absicht oder auch nur ein deutliches Bewußtsein dessen, was er that, in jenem Augenblick gefehlt habe.

Zum ersten Male kam ein Gefühl der Erleichterung über ihn — er hatte die Wahrheit gesagt.

Doktor Raimann freilich schien nicht sehr befriedigt; er flüsterte ihm zu: „Sie reiten sich ja hinein!"

Gleichviel; Eugen wäre gar nicht im Stande gewesen, anders zu antworten. Man schritt zum Zeugenverhör. Der Portier hatte nur einen heftigen Wortwechsel gehört; gesehen hatte er nichts, bis Marx blutend unten lag. Einer der Gäste Wertner's bestätigte, daß die Herren schon vor dem Mahle aneinander gerathen seien. Bei der Katastrophe sei er, der Zeuge, schon fort gewesen, wie die meisten Gäste auch.

Nun erschien Irina Wallow, die von Marx als unmittelbare Thatzeugin bezeichnet worden war. Sie gab sich keine Mühe, Eugen zu schonen, aber sie sah ihn an mit jenem seelenvollen Blick, der ihm das Innere aufgeschlossen hatte. Und schließlich lautete ihre Aussage fast wörtlich so, wie die seine.

Sie sprach klar und ruhig. Ja, Herr v. Gersdorf hatte sich über Marx geärgert, nicht ganz ohne Grund. Er hatte ihn heftig bei Seite gestoßen, aber gewiß hatte er nicht die Absicht, ihm etwas zu Leide zu thun.

Ein warmes, wohliges Empfinden, ein Gefühl von Ruhe und Sicherheit überkam den Mann hinter der Schranke. Da sprach Jemand, der ihm wohlwollte, da trat eine feste, klare, schöne Stimme für ihn ein, und sie blieb bei allem Wohlwollen streng bei der Wahrheit — ihr mußte man glauben!

Vielleicht hatte jener Richter, der von Anfang an das meiste Interesse an der Verhandlung zu nehmen schien, den dankbaren Blick aufgefangen, den Eugen unbewußt der abtretenden Irina nachsandte. Er neigte sich flüsternd zu seinem Nachbar, dieser nickte zustimmend und machte sich eine Bleistiftnotiz.

Der nächste Zeuge war der Beschädigte, der Schriftsteller Konrad Marx. Er erschien noch mit verbundenem Kopfe, blaß und angegriffen. Gelassen erzählte er, daß Herr v. Gersdorf, mit dem er allerdings nach seiner, des Zeugen, leidigen Unmanier etwas kurz angebunden gewesen, ihn hinabgeschleudert habe. Seine Darstellung klang sachgemäß, er sprach ohne Gereiztheit, er erwähnte auch, daß man ihm eine namhafte Entschädigung angeboten, daß er solche aber abgelehnt habe. Er wolle kein Geschenk, er habe die Entscheidung durch das Gesetz abwarten wollen.

Marx' Aussage machte offenbar Eindruck. Die Richter flüsterten untereinander; vielleicht hatte ihnen der Vorsitzende unterbreitet, die Beweisaufnahme zu schließen.

Eugen selbst war ruhig; er hatte kaum gehört, was Marx gesagt. Doktor Raimann saß über einen Aktenstoß gebeugt. Ob er ganz bei der Sache war?

In diesem Augenblick erhob sich der Staatsanwalt, ein junger Mann mit scharfen Zügen und militärischer Haltung. Er beantragte noch die Vernehmung eines Augenzeugen, von dessen Anwesenheit bei dem Vorfalle er erst gestern Kenntniß erhalten und den er sofort vorgeladen habe. Der Diener im Hause des Herrn Wertner, Karl Steiner, sei zugegen.

Ein jäher Schrecken durchfuhr Eugen, eine dunkle Ahnung von kommendem Unheil; das Blut stieg ihm in's Gesicht, und kaum hörbar für den Gerichtshof, zischte er ein Schimpfwort zwischen den Zähnen hervor.

Der Staatsanwalt hatte vielleicht das Wort nicht verstanden, aber seine Bedeutung war ihm klar; er strich den eleganten Schnurrbart mit selbstzufriedener Miene — er hatte das Rechte getroffen.

Auch dem Vertheidiger war, trotz seiner Akten, der kleine Zwischenfall nicht entgangen. Er erhob Einspruch gegen diesen so urplötzlich aus den Wolken herabgeschneiten Zeugen. Aber der Gerichtshof entschied sich für die Vernehmung Karl Steiner's.

Der Gerichtsdiener rief den Namen des Zeugen in den Korridor hinaus, und alsbald erschien, elegant und sicher, ein ganzer Gentleman, der Diener Charles. Er trug schwarzen Salonrock, vorzüglich sitzende Glacéhandschuhe, den blinkenden Cylinderhut in der Linken; mit einer wohlabgemessenen Verbeugung trat er vor den Richtertisch hin; für den Angeklagten hatte er keinen Blick, der Mann war ihm offenbar völlig gleichgiltig.

Und während jetzt der Vorsitzende die üblichen Fragen an den Zeugen stellte, ihn auf die Heiligkeit des Eides verwies und ihn schwören ließ, hörte Eugen nichts Anderes, als das wildempörte Pochen seines Herzens. Das also war der Mann, der heute über sein Schicksal entscheiden sollte, dieser Bediente, dem er, Eugen, einst ein Bierglas an den Kopf geworfen hatte.

Charles sagte mit ganz besonderer Bestimmtheit aus. Er habe unmittelbar hinter den Gästen gestanden, die das Haus verließen.

„Wegen des Trinkgelds!" schaltete der Vorsitzende ein.

„Auch das," erklärte Charles ungenirt. „Ich hielt mich dicht an der Treppe auf."

„Und was geschah nun?"

„Die beiden Herren hatten schon früher etwas miteinander vorgehabt, aber Herr Marx ließ den aufgeregten Herrn v. Gersdorf stehen. Ich denke, es wird sich wohl um die Dame gehandelt haben. Denn auf dem Treppenflur drängte sich Herr Marx an die Dame, Herr v. Gersdorf fuhr ihn an, es wurden ein paar grobe Worte gewechselt, und mit einem Male griff Herr v. Gersdorf zu, packte seinen Gegner beim Kragen — ich sah den armen Menschen förmlich zappeln — und warf ihn mit einem Schwunge die Treppe hinab."

„Das haben Sie bestimmt gesehen?" fragte der Staatsanwalt.

„Ich habe es ja beschworen!"

Jetzt erhob sich Doktor Raimann mit einer Frage an den Zeugen. „Ihre Aussage steht im Widerspruch mit der Bekundung des Geschädigten selber. Herr Marx hat nur behauptet, gestoßen worden zu sein, nicht ergriffen, hochgehoben und im Schwunge hinabgeworfen. Wie wollen Sie das erklären?"

„Das ist nicht meine Sache," fertigte ihn Karl Steiner ab, „ich habe nur auszusagen, was ich gesehen habe."

Eine unbeschreibliche Aufregung hatte sich Eugen's bemächtigt. In großen Tropfen perlte der Schweiß auf seiner Stirn, die Narben glühten, jeder Nerv an ihm erbebte. Zähneknirschend, die geballte Faust nur mühsam an sich haltend, schrie er dem Zeugen zu: „Sie lügen!"

Der Vorsitzende verwies ihn strengen Tones zur Ruhe und erklärte die Beweisaufnahme für geschlossen. Eugen sank wie betäubt auf seinen Sitz.

Mit Befriedigung hatte der Staatsanwalt der Aussage des Zeugen Karl Steiner zugehört; jetzt erhob er sich zum Plaidoyer. Der Fall sei keineswegs merkwürdig und selten, führte er aus. Solche Rohheiten kämen leider alltäglich vor. Nur die Persönlichkeit des Angeklagten sei beachtenswerth. Er gehöre der bevorzugtesten Gesellschaftsklasse an; man erwarte von ihm Wahrung der Formen, jene Rücksicht, die jeder Gebildete auf Andere nimmt. Selbst wenn man geärgert und gereizt ist, darf man sich nicht so weit vergessen, Hand an den Gegner zu legen. Das ist ein — glücklicherweise strafbares — Vorrecht des Pöbels. Wie aber konnte es hier geschehen? Der Angeschuldigte handelte in jenem Uebermuth des Privilegirten, der sich Alles erlaubt, weil ihm nie etwas verwehrt wurde. Und auch diesmal glaubte er, durch Geld Alles gutmachen zu können. Er hatte es ja dazu!

„Wir haben es hier mit einer Menschenklasse zu thun," fuhr er erhöhten Tones fort, „die geradezu von dem alten Raubritterthum sich herzuleiten scheint. Aber aus dem Raubritter von einst ist ein Rowdy geworden. Brach Jener mit seinen Landsknechten in das friedliche Gehege des Landmannes ein, so macht sein Abkömmling heute Gebrauch von der überlegenen Kraft, die sich in Jahrhunderten eines müßiggängerischen Wohllebens aufgespeichert hat. Dieser Art von Leuten kommt es niemals auf den Grund an, aus welchem sie irgend einen Gewaltakt begehen. Sie gewöhnen sich von Kindheit an, ihren Willen als das höchste Gesetz zu betrachten. Ich habe die Mühe nicht gescheut, einige Einzelheiten über den Entwickelungsgang des Angeschuldigten festzustellen. Nun, wer mit zwölf Jahren seinem Hauslehrer einen schweren Lexikonband nachwirft; wer mit fünfzehn Jahren ein Pony niederschießt, weil es nicht gleich parirt; wer eines Tages sein Klavier mit Axthieben zerstört, um der Fortsetzung des Unterrichts zu entgehen — von dem wundern wir uns nicht, zu hören, daß er in einer sogenannten akademischen Laufbahn während kaum zweier Jahre sieben ernsthafte Mensuren hatte, bei deren einer er seinem Gegner ein Ohr abhieb. Bei diesem Manne finden wir es nur folgerichtig, wenn er sich plötzlich inmitten des gesellschaftlichen Verkehrs auf sein angestammtes Privilegium der Rohheit besinnt, den Nächstbesten, der ihn genirt, der ihm im Wege steht, beim Kragen packt und ihn die Treppe hinabwirft. Er durfte sich dergleichen erlauben. Diesmal aber irrte er sich, er übersah, daß er die Majestät des Gesetzes verletzte, das Jeden in seinen Schutz nimmt. Ein Zweifel an den der Anklage zu Grunde liegenden Thatsachen ist ausgeschlossen. Wer die klare, bestimmte, durchaus sachliche Aussage des gänzlich unbetheiligten Zeugen Steiner gehört hat, für den kann es nicht fraglich sein, daß der Beschädigte selbst in einer nicht hoch genug zu veranschlagenden Regung von Edelsinn das Unerhörte des ganzen Vorganges abzuschwächen bemüht war, von dem Zeugniß jener Dame ganz abgesehen, der es offenbar peinlich wäre, ihretwegen noch einen zweiten Menschen in's Unglück gerathen zu sehen. Ich beantrage daher die strengste Strafe, die in diesem Fall zuläßig ist — ein Jahr Gefängniß — denn der Angeklagte hat auch nicht einen jener Milderungsgründe für sich, die etwa den unerzogenen, betrunkenen Proletarier begünstigen. Er war nicht betrunken, er wußte genau, was er that, und seine That ist ungeheuerlich im Verhältniß zu seinem Bildungsgrad. Der Rowdy in Glacéhandschuhen darf bei uns nicht aufkommen."

(Fortsetzung folgt.)

Zaungäste.

(Mit Bild auf Seite 345.)

Die Veranstalter öffentlicher Schaustellungen hassen die „Zaungäste", deren Motto: „Genießen, aber nichts zahlen" ist. Auch der zahlende Besucher sieht gewöhnlich mit Geringschätzung auf sie herab, und doch verdienen sie weder Haß noch Verachtung. Meist der ärmeren Klasse und dem jugendlichen Alter angehörig, sucht der Zaungast allein noch den reinen Kunstgenuß ohne Nebenabsichten; er langweilt sich nicht, hält stundenlang in den unbequemsten, oft gefährlichen Lagen aus, froh, einen kleinen Durchblick oder einen Ton erhascht zu haben. Mögen daher ergrimmte Cirkus- und Schaubudenbesitzer die Zaungäste aus schnödem Eigennutz verfolgen, uns soll ihr heißer Drang nach Kunstgenuß kein Gegenstand des Zornes, sondern nur der humoristischen Betrachtung werden, wie dem Zeichner unseres Bildes auf S. 345.

Der Belfried in Brügge.

(Mit Bild auf Seite 348.)

Wenn man von dem Bahnhof in Brügge aus die in die Hauptstadt der belgischen Provinz Westflandern führende Straße geradeaus verfolgt, so kommt man auf den großen Markt, dessen eine Seite die sogenannten Hallen einnehmen. Der Ostflügel, einst zur Tuchhalle bestimmt, enthält jetzt städtische Bureaux u. s. w., der westliche dient als Fleischhalle. Inmitten des Vorderbaues ragt der Belfried, in Brügge Hallenthurm genannt, empor. Er ist ein Meisterwerk der Architektur, im Jahre 1291 begonnen und Ende des 14. Jahrhunderts vollendet. 107,50 Meter hoch, besteht er aus zwei viereckigen, von Eckthürmchen flankirten Untergeschossen, die ein gewaltiges Achteck tragen. Vom Hofe aus kann man auf 402 Stufen zur Plattform emporsteigen.

Kreuzotter und Waldmaus.

(Mit Bild auf Seite 349.)

Geschäftig eilt die kleine zierliche Waldmaus umher, um ihre Nahrung zu suchen. Bald verschlingt sie einen Wurm oder eine Schnecke, bald macht sie Jagd auf ein geflügeltes Insekt. Sie bemerkt dabei nicht, wie eine giftige Kreuzotter aus ihrem Schlupfwinkel hervorkommt und, die tückisch-funkelnden Augen starr auf ihr Opfer gerichtet, vorsichtig herankriecht. Jetzt hebt sie den Kopf, schnellt ihn mit wüthendem Zischen vor und erfaßt das behende Mäuschen, das, starr vor Schreck, keine Zeit findet, einen Fluchtversuch zu unternehmen (siehe unser Bild auf S. 349). Das tödtliche Gift ergießt sich in die Wunde — einige Zuckungen, und die Maus hängt schlaff in dem Rachen der Kreuzotter, deren Biß bekanntlich auch dem Menschen gefährlich werden kann. Ihr Gift wirkt auf den Menschen sehr kräftig und kann unter Umständen den Tod oft schon innerhalb zwanzig Minuten zur Folge haben.

Der letzte Trunk.

Australische Erzählung von **Felix Lilla.**

1. (Nachdruck verboten.)

Tiverton ist eine kleine Stadt im Riverinadistrikt in Neusüdwales. Sie besitzt ein halbes Dutzend Kaufläden für Alles, ein ganzes Dutzend Wirthshäuser, deren Besitzer gute Geschäfte machen, eine Kirche, ein Gerichtsgebäude und dabei ein massives kleines Gefängniß.

Der Aufseher des letzteren hieß Tom Smith, gemeinhin im Städtchen Tommy genannt, und war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, der schon alle möglichen Beschäftigungen in Australien betrieben hatte. Nachdem er Goldgräber, Schäfer, Hausirer, Ochsentreiber, Diener eines Forschungsreisenden und noch sonst mancherlei gewesen war, ohne dabei auf einen grünen Zweig zu kommen, hatte er die Stelle eines Kerkermeisters in Tiverton erlangt. Zur Zeit hatte er nur einen Gefangenen in Obhut, nämlich den berüchtigten Buschräuberhauptmann Frank Tyrrel, der vor Kurzem eingebracht war und seiner demnächstigen Verurtheilung entgegensah.

Es war Abends um acht Uhr. Tommy saß vor der Hausthür und rauchte seine Pfeife.

Da trat zu ihm ein rothbärtiger Mann mit gebräuntem Antlitz, gekleidet in die einfache Buschtracht, wie ein gewöhnlicher Arbeitsmann.

„Guten Abend, Tommy!“

„Hoho, wer seid Ihr denn, Fremder?“

„Kennst mich nicht?“

„Nein.“

„Ich bin Dein guter Freund Jack.“

„Erinnere mich wirklich nicht —“

„Haben wir Beide vor reichlich zehn Jahren als Ochsentreiber im Busch doch dicke Freundschaft miteinander geschlossen!“

„Richtig: Du bist mein Freund Jack Evans!“

„Ganz recht. Also Du bist jetzt hier als Kerkermeister angestellt?“

„Jawohl.“

„Dann mußt Du ja meinen Freund Tyrrel in Verwahrung haben.“

„Dieser gefährliche Räuber ist Dein Freund?“

„Mein allerbester Kamerad!“

„Alle Wetter! Dann mußt Du in neuerer Zeit in sehr schlechte Gesellschaft gerathen sein.“

„Pah, Du bist auch nicht immer in der besten gewesen, Tommy. Hm — willst Du geschwind fünfhundert Pfund Sterling verdienen?“

„Sapperment! Ei ja, dazu hätte ich wohl Lust!“

Jack Evans sprach leise: „Höre, Tyrrel hat in der Wildniß viel Gold verborgen —“

„Ja, davon erzählte er mir. Er hat mir riesige Summen geboten, wenn ich ihn laufen lassen wolle.“

„Warum ließest Du Dich nicht darauf ein?“

„Weil ich ihm nicht glaubte.“

„Es ist aber die reinste Wahrheit, Tommy.“

„Uebernimmst Du dafür die Bürgschaft?“

„Ja, so wahr ich Dein alter Freund aus unserer Ochsentreiberzeit bin!“

„Hm! Dann verdient die Sache freilich in Ueberlegung gezogen zu werden. Kennst Du das Geheimniß des Verstecks?“

„Sehr gut! Habe selbst dabei geholfen. Es sind fünf Ledersäckchen voll Gold vergraben worden; den Inhalt eines sechsten Säckchens vertheilten wir unter uns damals. Dann traf uns leider das Verderben. Die Buschpolizei sprengte in der Wildniß unsere Gesellschaft. Mir allein gelang die Flucht; Tyrrel wurde gefangen; die Anderen fielen im Kampfe.“

„Warum hebst Du denn nicht den Schatz für Dich allein?“

„Das mag ich nicht, auch will ich meinen Freund Tyrrel in der Noth nicht im Stich lassen.“

„Du bist ein edler Spitzbube, das merke ich. Hm, hm! Ich bin ja auch kein Unmensch. Hm! Jack, alter Freund, wenn Du tausend Pfund Sterling gesagt hättest, so wäre das gescheidter gewesen. Denn ich werde meine Anstellung verlieren. Und es ist ein ganz angenehmer Ruheposten.“

„Gut, sei es! Du sollst tausend Pfund haben.“

„Wem gehörte eigentlich das viele Gold, das ihr versteckt habt — he?“

„Zwei jungen deutschen Goldgräbern, die wir vor einiger Zeit ausplünderten.“

„Hoffentlich kannst Du eine kleine Anzahlung leisten?“

„Das kann ich. Hier sind fünfzig Pfund Sterling!“

Jack überreichte einige Banknoten, welche

Der Belfried in Brügge. (S. 347)



Kreuzotter, eine Waldmaus ergreifend. (S. 347)

Tommy schmunzelnd einsteckte, indem er fragte: „Und der Rest? Wenn wird der gezahlt?“

„Sobald der Schatz gehoben ist. Ich bringe Dir Deinen Antheil selbst hierher.“

„Vortrefflich, Jack! Also heute Nacht um zwölf Uhr!“ . . .

Jack Evans nickte. Die Beiden schüttelten sich freundschaftlich die Hände.

— — — — — — — — — —

Die Folge dieser merkwürdigen Unterhaltung war, daß der schwarzbärtige Räuber Frank Tyrrel während der Nacht geheimnißvoll aus dem Kerker von Tiverton verschwand, und daß Tom Smith — als höchst unzuverlässiger Kerkermeister — schimpflich aus dem Dienst gejagt wurde.

2.

Am Boganflusse, der den Duckfluß aufnimmt und dem Darling zufluthet, befanden sich mehrere bedeutende Schäfereien. In der Nähe lagen auch einige Farmen.

Eine der letzteren gehörte dem Deutschen Martin Harms, einem Bauer aus dem Hannöver'schen, der zwei Jahre zuvor mit zahlreicher Familie, erwachsenen Söhnen und Töchtern, sowie mit einigen Geldmitteln nach Australien ausgewandert war.

Er hatte die Farm von einem Schotten gekauft, der sie durchaus los sein und Händler in einem Goldgräberlager werden wollte. Als tüchtiger Landwirth hatte Harms die bis dahin äußerst vernachlässigte Besitzung sehr verbessert und in gute Kultur gebracht. Absatz für seine Produkte der Viehzucht, des Ackerbaues und der Obstkultur fand er in den benachbarten Minenbezirken.

Harms war ein echter deutscher Bauer, etwas grob zugeschnitten in seinem Wesen, doch kernig und brav, etwas starrköpfig, aber dabei rechtschaffen, sparsam, ausdauernd, unermüdlich thätig. Seine vier Söhne, rüstige Jünglinge, waren in Allem nach dem Vater geartet, und seine Frau Martha wirthschaftete ebenso tüchtig in der Küche, den Vorrathskammern und dem Milchkeller. Dabei halfen ihr fleißig zwei erwachsene Töchter, Anna und Lisbeth, ländliche rosige Schönheiten, strotzend von Gesundheit und Lebensfreudigkeit.

Es war ein schöner Herbstsonntag im März. An solchem Tage ruhte man auf der Farm von der Arbeit der Woche aus. Nach dem Mittagessen saß daher die ganze Familie im Garten in einer Laube um den Kaffeetisch, als plötzlich Tyras, der wachsame Hauspudel, die Ohren spitzte und zu bellen anfing.

„Es kommt Einer zum Besuch!“ rief Anna und lief mit Lisbeth zum Zaun, um darüber hinweg zu blicken.

„Nein, es kommen Zwei,“ sagte die Schwester.

„Wie?“ fragte ihr Vater, der herzutrat, „sind's etwa die Gebrüder Melchert?“

„Ja, ich glaube, sie sind's.“

„Erzählen müssen sie uns von ihrem Goldgräberleben!“ rief Lisbeth.

„Hm!“ brummte der Vater bedächtig, „die Beiden sehen nicht darnach aus, als ob sie ihr Glück in den Minen gemacht hätten. Ja, das ist ein Lotteriespiel, eine sehr unsichere Spekulation. Einige werden wohl reich dabei, aber die Meisten kommen zu nichts.“

Unterdessen langten die Ankömmlinge bei der Thür im Zaun an.

Die Brüder Johannes und Stephan Melchert stammten aus demselben Dorfe im Hannöver'schen, waren von Hause aus Landleute, hatten mit der Familie Harms auf demselben Hamburger Schiffe die Ueberfahrt gemacht und auch ein wenig Kapital mit nach Australien gebracht. Anstatt, wie Martin Harms ihnen verständig und wohlmeinend gerathen, sich energisch der Landwirthschaft zu widmen, hatten sie vorgezogen, ihr Glück als Goldgräber in den Minen zu versuchen. „Wenn wir einmal Millionäre sind,“ hatten sie scherzend früher zu Anna und Lisbeth gesagt, „dann kommen wir zu euch und heirathen euch.“

Die Schwestern hatten darüber gelacht, aber im Stillen waren sie den jungen Landsleuten durchaus nicht abgeneigt.

Nun waren die beiden Brüder wieder da. Etwas armselig in ihrem Aeußern und etwas gedrückt in ihrem Wesen sahen die hübschen und stattlichen jungen Männer aus.

Man begrüßte sie herzlich und führte sie in die Laube, wo sie mit Speise und Trank bewirthet wurden.

„Es scheint,“ sagte Harms, „ihr seid noch immer nicht Millionäre geworden.“

„Vor fünf Monaten hatten wir einen guten Anfang dazu gemacht,“ versetzte Johannes seufzend. „Wir fanden ein wahres Goldnest am Duckflusse. Wir waren darüber ganz toll vor Freude, aber wir hatten zu früh gejubelt. Als wir unsern Reichthum nach Dubbo bringen wollten, um ihn dort vorläufig in einer sichern Bank zu deponiren, wurden wir unterwegs von Buschkleppern überfallen und vollständig ausgeplündert.“

„Ach, wie schade!“ rief Anna.

„Man hätte euch ja auch umbringen können; das wäre noch schlimmer gewesen!“ rief Lisbeth.

„Setztet ihr euch nicht zur Wehre!“ fragte der älteste Sohn des Farmers.

„Die Uebermacht war zu groß, und der Postillon von Cobb's Eilwagen ein Feigling, ja vielleicht sogar einverstanden mit den Räubern.“

„Wie gewonnen, so zerronnen,“ sagte Harms. „Na, wie war euch denn zu Muthe nachher?“

„Wir wurden beinahe wahnsinnig vor Verzweiflung, denn wir hatten uns die Zukunft gar so schön ausgemalt,“ sagte Stephan. „Als reiche Leute wollten wir hier bei euch erscheinen und um Lisbeth und Anna anhalten.“

„Ei,“ lachte der Farmer. „Das war kein so übler Plan. Und was hättet ihr dann gesagt, ihr Blitzmädels?“

„Wir hätten höchst wahrscheinlich nicht Nein gesagt, Vater,“ versicherten Anna und Lisbeth eifrig.

„Da hört Ihr's, Vater Harms,“ rief Johannes hoffnungsfreudig.

„Hm! Und was denn nun?“

„Wir haben jetzt gar keine Lust mehr zur Goldgräberei.“

„Das ist ja recht schön.“

„Es wollte uns nicht zum zweiten Male glücken. Fünf Monate lang haben wir uns vergeblich abgeplagt; wir verdienten mit harter Arbeit kaum so viel, um das Leben fristen zu können.“

„Habt ihr noch etwas von eurem Kapital?“

„Nein, wir sind ganz blank.“

„So denkt ihr unter solchen Umständen wohl nicht mehr daran, um meine Töchter anzuhalten.“

Die Brüder sahen einander verlegen an und schwiegen.

„Sprecht doch unbekümmert, wie es euch um's Herz ist!“ sagte die gutmüthige Frau Martha.

„Nun denn,“ meinte Johannes zögernd, „ja, wir denken mehr als je daran. Auf unserer langen Wanderung haben wir von nichts Anderem gesprochen.“

„Das Land am Bogan ist sehr billig,“ erklärte Stephan. „Die Mitgift Eurer Töchter würden wir zum Ankaufe von Ländereien verwenden und —“

„Hahaha!“ lachte der Farmer. „Da seid ihr im Irrthum, ihr Beiden, mit eurer Spekulation. Ich gebe meinen Töchtern keine Mitgift.“

„Aber Ihr seid doch gewiß dazu im Stande, denn Ihr müßt viel Geld verdienen, das sieht man Eurer schönen Farm an.“

„Mein Geld brauche ich selbst zu Kaufabschlüssen. Ich will hier Ländereien kaufen, so lange sie billig zu haben sind, und auch meine Heerden vergrößern. Meine wirthschaftlich erfahrenen und arbeitsgewohnten Prachtmädels brauchen wahrhaftig hier zu Lande keine Mitgift, um gut unter die Haube zu kommen. Jede von ihnen wird ein wahrer Schatz sein für den Farmer, dem sie sich zu eigen gibt.“

Traurig ließen die Brüder ihre Köpfe hängen. Anna und Lisbeth errötheten freilich vor Stolz bei den Worten ihres Vaters, schienen aber doch nicht ganz mit seiner Auseinandersetzung einverstanden zu sein.

Frau Martha sagte etwas unwillig: „Sei nicht so rauh, Martin! Sei nicht starrköpfig, ich bitte Dich! Es ist gewiß gut, daß Du sparsam bist und den Daumen fest auf dem Geldbeutel hältst; aber deshalb brauchst Du doch nicht so hartherzig zu sein. Einer muß dem Andern helfen. Denke daran, wie Du daheim in Deutschland den bösen Prozeß hattest, den Du verlorst, was Dich so in Wuth brachte, daß Du Dich zur Auswanderung nach Australien entschlossest. Damals warst Du auch nicht obenauf!“

„Das ist wahr, Martha,“ versetzte der Farmer kopfnickend; „aber wenigstens verließ ich mich damals nicht auf Andere, sondern auf mich selbst. Ich habe nichts gegen Johannes und Stephan einzuwenden; es sind gewiß brave Jungen; doch sie sollen erst was Tüchtiges leisten. Und ich meine: schämen soll sich der Mann, der sich sagen muß, daß er nichts sich selbst verdankt, sondern Alles seiner Frau!“

Johannes stand auf und sprach: „Ihr habt ganz Recht, Martin Harms, und mein Bruder und ich sind Thoren! Komm, Stephan, wir wollen gleich wieder fortgehen!“

Anna und Lisbeth fingen an zu weinen.

„So ist's nicht gemeint,“ sagte der Farmer milder. „Weint nicht, ihr Mädchen! Johannes und Stephan, ihr bleibt einige Tage bei uns zu Gaste in aller Freundschaft und ruht euch aus. Und dann schafft und arbeitet von Neuem mit frischem Muthe und bringt euch empor in der Welt. Habt ihr etwas erreicht, dann kommt wieder hierher, wenn auch nicht als Millionäre, so doch auch nicht als Bettler, und ihr werdet willkommen sein und eure Wünsche werden in Erfüllung gehen.“

Johannes und Stephan faßten die Hände des verständigen Mannes, drückten sie herzlich und riefen: „Ja, so soll es sein!“

„Und da dies nun abgemacht ist,“ sagte Harms, „so laßt uns Alle wieder vergnügt sein und uns des Wiedersehens freuen.“

3.

Drei Tage blieben die Brüder auf der deutschen Farm. Dann nahmen sie Abschied, wohl ausgerüstet von der guten Frau Martha mit Speise und Trank für einige Tage.

Martin Harms zog sie bei Seite und sagte, indem er ihnen einige Banknoten überreichte: „Ihr habt wohl ein wenig Geld nöthig. Hier, nehmt dies. Auf unbestimmte Zeit und ohne Zinsen leihe ich euch vierzig Pfund Sterling. Nun macht einen vernünftigen Gebrauch davon!“

Johannes und Stephan dankten herzlich dem wackeren Manne.

Da erschienen Anna und Lisbeth mit zwei Flaschen selbstgekeltertem Obstwein und einigen zweckmäßig eingepackten Lebensmitteln. Diese sollten die Wanderer mitnehmen, um sich unterwegs daran zu erquicken.

„Auf Wiedersehen, ihr Lieben!“ sagten die Brüder Melchert.

„Auf recht baldiges Wiedersehen!“ riefen die beiden Schwestern, leise schluchzend.

Und Johannes und Stephan wanderten in die Weite. Zunächst wollten sie wieder hinüber

nach dem Goldgräberlager am Duckflusse, um ihre dortigen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Nach Süden marschirten sie durch eine öde, traurige Gebirgswildniß voll Gestrüpp und Felsen. Die Beschaffenheit der Gegend wird wohl am besten gekennzeichnet durch den Namen, welchen man dem höchsten Berggipfel dort gegeben hat. Der Berg heißt nämlich auf englisch: „Hopeleß", auf deutsch: „Hoffnungslos".

— — — — — — — — —

Am zweiten Marschtage lagerten unsere Landsleute, erschöpft von dem anstrengenden Klettern über felsiges Gestein, am Abhange einer tiefen Schlucht, die zum Theil kahler Felsen, zum Theil mit Schwarzdorngestrüpp bewachsen war. Dazwischen erhoben sich hier und da einige verkrüppelte Bäume. Im Westen sahen sie einen hohen Berggipfel emporragen.

„Das ist der Hopeleß," sagte Johannes. „Diese Gegend ist schauerlich. Hier möchte ich nicht einmal begraben sein!"

„Horch!" flüsterte Johannes. „Es nähern sich Leute. Ich höre Stimmen."

In der That vernahm jetzt auch Stephan die Stimmen von zwei Männern.

„Sind's Schwarze oder wandernde Goldgräber? Ich sehe noch nichts," sagte er. „Wenn es Schwarze oder Buschklepper wären, erginge es uns schlimm. Wir haben keine Waffen und sind im Besitze von vierzig Pfund Sterling."

Beide legten sich nieder und konnten nun nicht gesehen werden in dem dicht verwachsenen Gestrüpp, das wie eine Wand sie umgab. Doch waren einige kleine Oeffnungen darin, durch welche sie in die Schlucht lugen konnten.

Nun sahen sie zwei Männer ankommen, die dreißig Schritte vor ihnen stehen blieben, sich aufmerksam umschauten und sich anscheinend zurechtzufinden suchten.

„Johannes!" flüsterte Stephan, „erkennst Du die Schufte?"

„Ja," flüsterte ebenso leise der Bruder. „Es sind zwei von den Buschkleppern, die uns beraubt haben."

„Ha, die Elenden! O, hätten wir jetzt gute Schußwaffen!" . . .

Es waren in der That Frank Tyrrel und Jack soeben an dem Verstecke der geraubten Schätze angekommen.

„Hier ist der Platz!" sagte Tyrrel. „Wo hast Du den alten Spaten und die Spitzhacke verborgen?"

„In dem giftig aussehenden gelben Gebüsch da."

Tyrrel ging drei Schritte weiter und griff mit der Hand in das von dem Andern bezeichnete Gestrüpp.

„Nein, hier ist nichts derartiges," sagte er.

„Doch, doch!" rief Jack. „Etwas tiefer hinein!"

Und er drängte sich ungestüm mit dem Genossen in das unheimlich aussehende Gebüsch, wo sich in der That Hacke und Spaten vorfanden.

Plötzlich traten sie auf etwas Weiches, Schlüpfriges, das sich bewegte.

„O verflucht!" schrie Tyrrel.

„Wir sind des Todes!" stöhnte Jack. „Ein Nest schwarzer Schlangen! Ich bin gebissen!"

„Ich auch!"

Es raschelte im Unkraut, und ein halbes Dutzend schwarzer Schlangen ringelte sich vor ihnen empor, gereizt, wüthend, zischend.

Die beiden dem Tode Geweihten waren nicht weniger wüthend als die unheimlichen Reptile. Tyrrel schwang den Spaten. Jack die Spitzhacke und so tödteten sie die Schlangen und zerhieben sie in Stücke.

Nach dieser letzten Kraftanstrengung wankten sie aus dem Gestrüpp und legten sich auf dem Erdboden nebeneinander nieder. Es gab für sie keine Rettung, das wußten sie.

Der Biß der schwarzen Schlange, die etwa sechs Fuß lang wird und das giftigste Reptil Australiens ist, bringt rasch den Tod, wenn nicht augenblicklich energische Heilmittel angewandt werden, die in der Regel bei solchem Unglück nicht zur Hand sind. Es tritt Starrkrampf ein, und der Tod erfolgt zuweilen schon nach einigen Minuten.

Die Brüder Melchert hatten den Kampf der Beiden mit den Schlangen angesehen. Sie begriffen sogleich den Sachverhalt. Eilig liefen sie auf die Räuber zu.

Jack war bereits todt, Tyrrel lebte noch.

„Ihr habt unser Gold geraubt!" rief Stephan. „Jetzt trifft euch die gerechte Strafe!"

„Wasser! Wasser!" ächzte der Buschklepperhauptmann.

„In dieser dürren Wüstenei ist kein Wasser zu finden," sagte Johannes. „Aber ich habe etwas Besseres."

Er lief schnell zurück und holte eine Flasche, die noch halb mit Obstwein gefüllt war. Dann kniete er neben den sterbenden Räuber nieder und sprach: „Ihr habt unser Gold geraubt, den Ertrag ehrlicher Arbeit in den Minen. Ihr habt uns arm und unglücklich gemacht. Ja, Ihr seid unser bitterster Feind! Aber jetzt windet Ihr Euch in Qual und Todesnoth, und so will ich nicht so unmenschlich sein, Euch den letzten Labetrunk zu versagen. Trinkt!"

Er setzte ihm die Flasche an die Lippen, und Tyrrel trank begierig. Dann sah er mit einem seltsamen Blick den jungen Deutschen an und flüsterte: „Da, links — wo die drei weißen Steine bei einander liegen —"

Das waren seine letzten Worte. Er sank zurück und verschied.

„Nun, Stephan," sagte Johannes, „nimm Du den Spaten, ich nehme die Spitzhacke. Wir wollen doch erforschen, was da unter den drei weißen Steinen liegt."

Sie gruben emsig an der bezeichneten Stelle die Erde auf und entdeckten nach einer Viertelstunde fünf Ledersäcke voll Gold, die sie sofort als ihr Eigenthum erkannten. Sechs derartige kostbare Säcke waren ihnen geraubt worden. Den Inhalt des einen fehlenden hatten die Buschklepper wohl unter sich vertheilt.

„Jetzt sind wir wieder reich!" jubelte Stephan. „Alle Noth ist nun zu Ende!"

„Wie werden Anna und Lisbeth sich freuen!" rief Johannes. „Und Martin Harms wird uns nicht mehr abweisen!"

„Wir wollen sogleich zurück nach der Farm!"

„Ja! Aber wir können nur zwei Säcke mitschleppen. Die andern wollen wir einstweilen vergraben und nach einigen Tagen abholen."

Zwei Tage später kamen sie mit ihrem Golde auf der Farm an. Groß war das Erstaunen und die Freude, als sie ihr seltsames Abenteuer in der Wildniß erzählten.

Zwei Söhne von Harms begleiteten sie, als sie in der nächsten Woche den Rest des vergrabenen Goldes abholten.

Johannes und Stephan Melchert waren jetzt gemachte Leute. Sie kauften Ländereien am Bogan und richteten große Farmen ein. Ihre Verlobung mit Anna und Lisbeth fand statt, und bald darauf die Doppelhochzeit. Und Glück und Segen war fortan immer mit ihnen, in ihren Häusern und bei ihrer Arbeit.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Napoleon I. als Luftschiffer. — Der berühmte Aëronaut und Erfinder des Fallschirms, François Blanchard, kam 1785 nach Paris, um dort öffentlich mit seinem neuen verbesserten Ballon aufzusteigen. Die erste Auffahrt sollte am 25. Juli stattfinden, auf dem Marsfelde.

Schon war der gigantische Ballon gefüllt, und viele tausend Zuschauer erwarteten neugierig den Anfang des grandiosen Schauspiels.

Darunter befanden sich auch viele uniformirte Zöglinge der Kriegsschule. Eifrig besprachen sie untereinander das Wesen der Luftschifffahrt und deren eventuelle Verwendung für militärische Zwecke.

Besonders aufgeregt war ein junger Mensch von sechzehn Jahren. Klein, mager, blaß, mit mehr intelligentem als schönem Gesicht, schien er schwächlicher zu sein, als seine Kameraden, und war doch lebhafter und aufgeweckter als sie.

„Nun, Du möchtest wohl gerne direkt in den Himmel fahren, Bonaparte?" fragte einer der Kameraden spottend.

„Und aus der Gondel purzeln," rief ein Anderer. „Du bist viel zu quecksilbern, lebendig; Du kannst Dich keinen Augenblick ruhig verhalten, mein Lieber. Ich bin überzeugt, Du würdest aus der Gondel fallen."

„Sprich doch nicht solchen Unsinn!" rief der Kleine zornig. „Kein Mensch kann ruhiger in einer Gefahr sein als ich. Ha, wie sehr beneide ich den rothhaarigen Engländer dort, der sich an der schönen Ballonfahrt betheiligen wird!"

„Er hat zweihundert Livres dafür bezahlt, wie man sagt."

„Und ich habe augenblicklich nur sieben Livres und drei Sous. Damit kann ich mir kein solches Vergnügen erlauben."

„Biete Dich als Ballast an," sagte Einer.

„Dazu ist er nicht schwer genug," lachte ein Anderer.

„Schweigt doch!" herrschte Napoleon. „Ich halte es wirklich unter meiner Würde, auf eure schlechten Witze zu antworten."

Das Gespräch war so laut geführt worden, daß der Engländer sich umwandte und die jungen Leute anblickte.

Bisher war das Wetter schön gewesen; nun aber wurde es windig und schwere Wolken zogen am Horizonte herauf.

Dies beunruhigte den Engländer, der plötzlich zu Blanchard sagte: „Mein Herr, das Wetter scheint ungünstig zu werden. Sie haben mir aber eine sichere Luftfahrt garantirt —"

„Die garantire ich auch noch, Mylord," versetzte der Aëronaut gleichmüthig.

„Ich sage Ihnen, es zieht ein Gewitter herauf."

„Nun, was thut das? Bald werden wir ja hoch darüber hinwegschweben."

„Unter solchen Umständen will ich doch lieber nicht mitfahren."

„So bleiben Sie zurück, Mylord."

„Und der Preis für die Fahrt —"

„Ist bezahlt und wird selbstverständlich nicht zurückerstattet."

„Sehr wohl, Herr Blanchard! Doch ich will mein Geld nicht so gänzlich einbüßen. Sie werden also gestatten, daß ich mein Anrecht an einen Anderen verkaufe."

„Das steht Ihnen vollständig frei, Mylord."

„Also warten Sie noch zehn Minuten."

„Sie haben noch fünfzehn Minuten Zeit."

Der Engländer schrie nun: „Meine Herren, gewisse Ursachen verhindern noch im letzten Augenblick meine Theilnahme an dieser Ballonfahrt. Ist vielleicht Jemand geneigt, an meine Stelle zu treten?"

„Ich!" schrie der kleine Korse und war mit drei Sprüngen bei der Gondel des Ballons.

Seine Kameraden lachten. Auch das übrige, in der Nähe befindliche Publikum wurde sehr heiter gestimmt bei dem Anblick des kleinen Helden. Die spottlustigen Pariser ließen es nach ihrer Weise an Scherzreden und Witzworten nicht fehlen.

„Sie sind ein Eleve der Militärschule?" fragte der Engländer.

„Ja, Mylord."

„Und Sie wollen mitfahren? — Gut. Ich überlasse Ihnen mein Anrecht für die Hälfte, also für hundert Livres."

„Hundert Livres!" rief Napoleon bestürzt. „Unmöglich! Ich habe deren nur sieben."

„Dann können wir das Geschäft leider nicht miteinander machen."

Und der Engländer schrie nach einem anderen Liebhaber. Aber es meldete sich kein Zweiter.

„Nun," sagte er dann, „ich sehe wohl ein, daß ich den Preis noch mehr ermäßigen muß; sagen wir also fünfzig Livres."

Da rief einer von den Kameraden: „Bonaparte, wir wollen unsere sämmtlichen Kapitalien zusammenwerfen, um es zu ermöglichen, daß Du in die Lüfte steigen kannst zum Ruhme unserer Akademie!"

„Ja!“ jauchzten die Anderen. „Das wollen wir! Legen wir unsere Barschaften zusammen!“

Das geschah. Und es kamen auf solche Weise einundvierzig Livres zusammen.

„Steige immerhin in die Gondel, Bonaparte!“ riefen mehrere Kriegsschüler. „Das Geldgeschäft wollen wir schon in Ordnung bringen!“

Der kleine Korse stieg in die Gondel. Doch leider kam noch im letzten Augenblicke eine Störung.

„Das ist ja ein Skandal!“ rief plötzlich eine zornige Stimme. „Eine unerhörte Ueberschreitung des Reglements!“

Ein Offizier drängte sich herbei. Es war Charles Pichegru, der nachmalige Revolutionsgeneral und Eroberer von Holland. In der Militärschule unterrichtete er damals in den Fächern der Mathematik und Geometrie. Napoleon gehörte zu seinen Schülern.

„Eleve Bonaparte, entfernen Sie sich sogleich aus der Gondel!“ schrie Pichegru. „Wie können Sie es wagen, sich in Uniform bei einer öffentlichen Schaustellung zu betheiligen? Sobald Sie nach Hause kommen, begeben Sie sich auf zwei Tage in Arrest!“

Militärischem Befehle muß unbedingter Gehorsam geleistet werden. Dieser Grundsatz galt natürlich auch in der Pariser Kriegsschule.

Tief gedemüthigt, mit Mühe seinen Ingrimm unterdrückend, stieg der zukünftige Beherrscher von halb Europa unter dem Gelächter des Publikums aus der Gondel. Einen bitterbösen Blick sandte er Pichegru zu, an welchen dieser vielleicht neunzehn Jahre später zurückdachte, als er so geheimnißvoll bei Nachtzeit im Gefängniß erdrosselt wurde — auf Napoleon's Befehl, gegen dessen Macht er sich in eine Verschwörung eingelassen hatte. . . .

„Hm, ich werde also mein Geld verlieren,“ brummte der Engländer verdrießlich.

„Fahren Sie doch mit, Mylord!“ sagte Blanchard ermuthigend.

„Ich glaube fast, die Gewitterwolke verzieht sich nach nördlicher Richtung.“

„Ja, es scheint so.“

„Dann könnte man es also wagen.“

„Steigen Sie ein!“

„Well!“

Und der Engländer stieg in die Gondel zu Blanchard. „Los!“ kommandirte der kühne Luftschiffer und majestätisch schwebte der Ballon empor unter dem Hurrahrufen und Jubelgeschrei der Menge.

Nach kurzer Zeit war er außer Sicht. Befriedigt gingen die Zuschauer nach Hause. Mit den Kameraden begab auch der kleine Korse sich nach der Kriegsschule zurück und dann sogleich, dem Befehle gemäß, in Arrest. —

Die meisten Biographen Napoleon's haben keine Notiz genommen von diesem Vorfall. Eine kurze Nachricht darüber gibt Herr v. Jullien in seinen biographischen Denkwürdigkeiten über Napoleon in der „Galerie des Contemporains“, erschienen 1819 zu Brüssel. [F. L.]

Humoristisches.



Boshafte Ablehnung.

A.: Sie sind ein Dummkopf, mein Herr!
B.: Ich werd' Ihnen dafür meine Zeugen schicken!
A.: Unnöthig! Ich glaube es auch ohne Zeugen.



Unüberlegter Hinweis.

Hänschen: Mama, ich will keinen Gänsebraten essen!
Mutter: Was! Nicht einmal so schönen Gänsebraten? Na wart nur, wenn Du später einmal Soldat wirst, dann werden sie es Dich schon lehren!

Dankbarkeit eines Wildes. — Ein Wildaufseher bei Goslar am Harz bemerkte im Winter 1886 im Stadtforst ein lahmes Stück Rothwild. Das Thier hatte vom Durchtreten der harten Schneekruste so wunde Beine sich zugezogen, daß es zu äsen nicht mehr fähig, vor Entbehrung und Hunger hätte umkommen müssen. Der Beamte ließ das kranke Thier nach Hause fahren und pflegte es drei Monate im Stall. Inzwischen kehrte der Frühling wieder, die Berghalden fingen an zu sprossen, da öffnete man dem genesenen Gaste die Thür, und bald war dieser über Berg und Thal. — Vier Wochen nachher waltete der Forstaufseher seines Amtes in seinem Revier, da bekam er ein Rudel Rothwild zu Gesicht, worunter auch die „Liese“ sich befinden mußte. „Lieschen komm,“ rief der Beamte dem ehemaligen Pflegling zu. Augenblicklich sprang das Thier zu seinem Wohlthäter, ließ sich mit sichtbarem Behagen dessen Liebkosungen gefallen, und wollte durchaus dem Förster wieder folgen; erst dessen Hund scheuchte das dankbare Thier in die Berge zurück. [v. d. S.]

Statistisches. — Ein müßiger Kopf hat ausgerechnet, daß seit Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1440 bis zum Ende des Jahres 1891 im Ganzen die Anzahl von 3,881,960 Werken gedruckt worden ist. Hierbei sind aber die verschiedenen Auflagen dieser Werke nicht mitgezählt. Ungläubigen rathen wir, diese Angabe auf ihre Richtigkeit zu prüfen; es wäre ein recht hübscher Zeitvertreib. [—dn—]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 45.

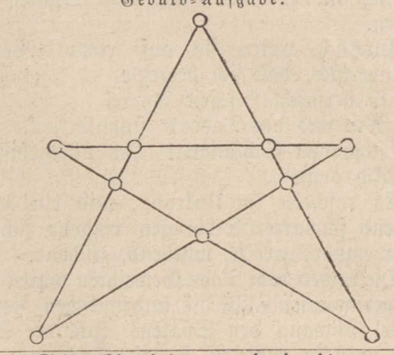
Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 43:
Leicht versprochen, leicht gebrochen.

Arithmogriph.

1 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 ein Küchengewächs.
2. 7. 5 5 ein Zahlzeichen.
3. 9. 5. 6. 7 eine Stadt an der Oder.
4. 5. 6. 7 eine Farbe.
5. 3. 9. 2 eine Entschädigung für geleistete Dienste.
6. 2. 2. 6 ein Mädchenname.
7. 5. 6. 2 ein Soldat.
8. 5. 7. 4 eine geschlossene Gesellschaft.
9. 3. 9. 2 eine Art Spott. [Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösungen von Nr. 43: der Charade: Katzenjammer; der Geduld-Aufgabe:



Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.